

Die Neue Welt



Nr. 43

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Der Daxl und der Pudl.

Von Franz v. Kobell.

Es hat a Daxl gar nix g'lernt,
Als Bellu grad und Fressn,
Hat nix von andri Künstn gewißt,
War aa nit drauf versessn,
Der Daxl hat a Leb'n g'führt
Ja raar und ohni Kumma,
In Winter hinter 'n Osa g'schnarcht
Und Muckn g'fangt in Summa;

Er is gar fleißi g'süttert worn,
Was sollt' er Hunger leid'n,
„Sel Daxl, magst halt aa dei Sach,
Hast aa so deini Freudn.“ —
— Es hat a Pudel zeiti scho
Gar viel Verstand verrathn,
Hat um a jeds Apportl tho,
Als waar's der besti Bratn,

Dem Pudl hat ma wohl 'was zoagt,
Und hat er's nit begriffa,
So is ihm Peitsch'n oder Stock
Gschwind über 'n Buckl 'pfißa;
Man hat ihm weni z' fressn gebn:
„Der Schlangl brauch't nix z' fress'n,
Denn wur er wampet, thaat er ja
Sei Wissnschaft vergeßn!“

Mir fällt gar oft der Daxl ei,
Der Pudl aa danebn,
Betracht' i, wie so nach Verdienst
An diem die Mensch'n leb'n;

Den oan, der nix is, thuat mer All's,
Den andern nit a bisl,
Dem oan bleibt 's Broatl allzeit
Und dem — a laari Schüßl.

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Fachtbruders. Von F. Niebeck.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Zokerle.

Mathilde, das einzige und schöne Kind des Hauses, hatte von einem Lieutenant, der ihr eine Zeit lang den Hof machte, einen jungen Dachshund als Geschenk erhalten. Sie gewann das muntere Thier sehr lieb und fand in ihm einen lustigen Spielgefährten, mit dem sie im Garten unher-tollen und auf ihren Spaziergängen die drolligsten Scherze treiben konnte. Die fromme Frau Oberst übte ein strenges Regiment über ihre Tochter; sie war eine äußerst sittenstrenge Dame und hielt es für ihre vornehmste Pflicht, Mathilde vor dem Verkehr mit Männern zu schützen. Alle Freier, die sich in das Haus wagten, angelockt von der Schönheit, dem holdseligen Wesen und dem Reichthum Mathildens, entflohen bald mit Entsetzen vor dem „giftigen Drachen“, der den jungfräulichen Schatz behütete. Dem Oberst war das Familienleben durch eben diesen Drachen schon frühzeitig verleidet worden. So lange er Soldat war, lebte er ganz seinen soldatischen Pflichten, und später, nachdem er den Ruhestand genoss, suchte er Zerstreuung in dem Studium der Pflanzenwelt, sowie bei alten Kameraden im Stammklub. Das Hauswesen überließ er ganz seiner Frau, mit der er sich leidlich vertrug, da er ihr vollständig freien Willen gewährte und ein Feind aller seelischen

Anregungen war. Aber er kam fast nur bei Tisch mit ihr zusammen. War er zu Hause, so ließ er sich in seinem Zimmer nicht stören, und merkte er, daß die Frau Besuche empfing, so retirirte er, als sei die Pest ausgebrochen. Die Frau Oberst empfing öfters Gäste, zumeist waren es geistliche Herren und allerlei weltliche Beisitzschaften beiderlei Geschlechts. Männer, die nicht beständig den Rosenkranz in der Tasche und den lieben Gott auf den Lippen trugen, waren der würdigen Dame verhasst; sie galten ihr sammt und sonders als Bösewichte und hochgefährliche Feinde der weiblichen Ansehnd.

Auch Mathilde rückte gern vor diesen heiligen Penten aus und bewies dadurch, daß sie ein ungerathenes Welckind war, das noch sehr der frommen Zucht bedurfte. Am liebsten wäre sie mit ihrem Zokerle über die Felder gerannt, über Gräben gesprungen und auf die bewaldeten Felsenbügel geklettert; allein sie mußte geduldig und demüthig ansharren und sich im Tugendhelbenthum unterweisen lassen. Sie benahm sich dabei wie ein gefangener Hink, der sich anscheinend in stiller Ergebenheit in das Unvermeidliche fügt, aber von seinem Winkel aus mit scharfen Augen nach einer Gelegenheit zum Entrinnen späht. Gelang es ihr, bei guter Zeit zu entweichen, so rief sie ihren Zokerle, riß ihn zu sich empor, liebte ihn voll stürmischer Freude und entfloh mit ihm in die sonnenstrahlende Freiheit.

Des Nachts schlief Zokerle in ihrem Bett zu ihren Füßen, zum großen Aerger der Mutter, die das als „unfein“ bezeichnete. War sie traurig, so nahm sie Zokerle auf ihren Schooß, strich mit ihrer

kleinen weißen Hand über sein schwarzes Fell und blickte ihm in die feuchten Augen, als sände sie dort Verständniß und Trost. Der Hund sah alsdann so trübselig drein, als leide er an Lebensüberdruß.

Düstere Stunden erlebten die Zwei recht oft, dafür sorgte in angiebiger Weise die Frau Mama.

„Die Engel im Himmel weinen, wenn Du lachst!“ pflegte sie ihrem Kinde zürnend zuzurufen, wenn es sich einmal in ihrer Gegenwart dem Frohsinn überließ. Und genügte dieser Zuruf nicht, die gute Lanne des Mädchens zu verderben, so ward sie zornig und rief mit puritanischer Härte: „Gott wird Dich strafen, Du böses Geschöpf! Bete lieber, das ist Dir gesünder, als Dein gottloses Lachen!“

Sie duldete keine Heiterkeit im Hause; mit ihrer finsternen Gottseligkeit verschonte sie ihren Mann aus ihrer Nähe und raubte ihrem Kinde die Jugend.

Induldsame Personen solcher Art sind in der Regel zärtliche Thierfreunde. Auch ein in Bosheit und Zelosissinn verkommenes Herz kann die Liebe nicht entbehren, und wenn sich die Menschen voll Ehen und Abscheu von ihm wenden, vergendet es den spärlichen Quell menschlich-schöner Gefühlsregungen an das unvermögende Vieh.

Die Frau Oberst war verliebt in einen Papagei; sie brachte es fertig, stundenlang mit ihm zu tändeln, und sie überfütterte ihn mit Vekerbissen, bis das arme Thier vor Fettigkeit die Federn verlor und krank wurde. Zokerle hingegen stand nicht in ihrer Gunst; sie haßte ihn mit ganzer Seele — haßte ihn aus Eifersucht. Im Bewußtsein der Unfähigkeit, sich das Vertrauen ihres Kindes zu erwerben,

gränzte sie sich, daß der Hund dieses Vertrauen genoß und von seiner jungen Herrin Liebeshungen empfing, wie sie ihr, der liebenden Mutter, nicht zu Theil wurden.

In einem verborgenen gesunden Winkel ihres ausgearteten Herzens regte sich zuweilen die Sehnsucht nach einem innig süßen Verhältnis zu ihrer Mathilde. Ach, und wie gern wäre das nach Liebe schmachtende Mädchen der Mutter in trankener Wonne an die Brust gesunken, wie gern hätte es voll inbrünstiger Gluth um Verzeihung, um Verständnis, um Vertrauen geklopfelt, und wie gern hätte es sich festgeklemmt an ihren Hals, festgefogen an ihren Mund und stille, beglückende, erlösende Seelenwiesprache mit ihr gehalten! Doch zwischen diesen Sehnsüchten von Mutter und Kind waltete ein ewig trennender Zauberbaum, der seine Ursache in der häßlichen Kirchlichkeit der Frau hatte. Sie war nicht mehr fähig, in der Sprache des Herzens zu ihrem Kinde zu reden, so sehr ihr Herz auch zuweilen in geheim nach einer solchen Aussprache begehrend schrie. Die jugendfrische natürliche Wärme des Mädchens wirkte verlegend auf das ungesunde Gemüth der Mutter; sie schien ihr im Widerspruch zu stehen mit den Lehren des Heils, wie sie ihr von crusten Buhpredigern verkündet wurden.

Wenn Jockerle der Frau des Hauses begegnete, kniff er furchtlos den Schwanz ein und suchte so rasch als möglich fortzukommen. Er hatte hierfür seinen guten Grund, denn wenn die Frau Oberst sich unbeachtet glaubte, versetzte sie ihm Fußtritte. In Gegenwart Mathildens that sie ihm nichts zu Leide; sie war feig und fürchtete den Zorn des Mädchens.

Einmal hatte sie ihn so heftig getreten, daß er vor Schmerzen gräßlich schrie. Mathilde, die in der Nähe weilte, ergriff ihn rasch und suchte ihn durch Bärtlichkeiten zu beruhigen.

„Immer läufst er mir unter die Füße!“ sagte zürnend die Frau Oberst. Diese Worte sollten eine Entschuldigung sein.

„Ich hab's gesehen, Mutter!“ erwiderte Mathilde. Der eifige Ton dieser Antwort belehrte die Mutter, daß sie von ihrem Kinde auf einer Lüge ertappt worden sei. Um ihre Scham zu verbergen, begann sie zu schimpfen; es sei keine Art, mit einem Hunde zu thun, als sei er der Herrgott. „Küsse lieber das Kreuzifix, daß Dir der gekreuzigte Herr Jesus Deine schweren Sünden vergiebt!“ schrie sie. „Ich werds dem Herrn Kaplan sagen, wie Du mit dem dummen Hunde umgehst. . . .“

Ein stoffrommer Abzuzeräuber und Mädchen-schänder ist rascher fertig mit seiner Sündenbeichte, als es Mathilde war. Zwölftmal im Jahre und vielleicht öfter noch ging sie auf das Geheiß ihrer Mutter und wohl auch aus eigenem Antriebe zur Beichte, und jedesmal fühlte sie sich tief niedergedrückt von der Last ihrer Sünden.

„Das ist Sünde. . . . Verfündige Dich nicht wider den heiligen Geist! . . . Gott wird Dich strafen! . . . Bete, bete, daß er Dir Deine schweren Sünden verzeiht! . . . Solche Sünde kann nicht vergeben werden! . . .“

In der Reichfertigkeit und Einfalt ihres Herzens pflegte sie diese mütterlichen Zurufe kaum zu beachten; war sie doch an die tagtäglichen Versicherungen, daß sie eine große Sünderin vor dem Herrn sei, schon von früher Kindheit an gewöhnt, wie an das Ticken der Uhr. Trat sie aber in das majestätisch ernste Kirchengewölbe, um sich vorzubereiten zum Empfange des heiligsten Sacramentes, und erblickte sie den hohen Beichtschrank, in dem der bleiche Kaplan als strenger Vertreter des himmlischen Richters thronte, dann kamen ihr alle die mütterlichen Ermahnungen und Drohungen zum Bewußtsein, ihr schwarzes Gewissen regte sich, und sie fühlte, daß sie das verwerflichste Geschöpf unter Gottes Himmel sei. . . .

Sie hatte alle ihre zahlreichen Sünden gebeichtet und schon die ersten Worte der Schlußformel gesprochen, als der Kaplan sie fragte: „Bist Du schon fertig?“

„Ja, lieber Vater!“

„Solltest Du sonst keine Sünden haben?“

„O ja, aber ich weiß sonst keine.“

„Daß Du Dein Gewissen ordentlich durchsuchst und den heiligen Geist um Erleuchtung angefleht?“

„Ja, lieber Vater!“

„Da ist Dir der heilige Geist nicht gnädig gewesen, und das ist ein Beweis, daß Du recht viel Buße thun mußt, um des Heiles würdig zu werden. — Eine Sünde hast Du vergessen — die aller-schwerste. Sage einmal das vierte Gebot!“

„Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es Dir . . .“

„Und hast Du nicht gefehlt gegen dieses Gebot?“ unterbrach sie fragend der heilige Mann.

„O ja, lieber Vater! Ich habe meine Mutter nicht geliebt, wie ich sie lieben sollte. . . .“

„Das hast Du bereits gesagt. Ein böses Zeichen ist es, meine Tochter, wenn man im Beichtstuhl die schlimmsten seiner Sünden vergißt — jene Sünden, die ewige Höllestrafen nach sich ziehen. Du bestigst einen Hund, und Du liebst diesen Hund mehr, als Gott und die Menschen — mehr, als Deine Eltern, denen Du den größten Dank schuldest. Das ist ein Frevel, der zum Himmel schreit um Vergeltung; das ist eine Verirrung der Seele, wie sie bisweilen der böse Feind dort verursacht, wo ihm der Eingang nicht gewehrt wird durch den festen Panzer des Glaubens; das ist eine Sünde, schlimmer als alle Todsünden. . . .“

Er ließ eine Pause eintreten, als erwartete er aus dem Munde des Peichtkinds eine Erklärung. Mathilde war keines Wortes mächtig. Der furchtbare Vorwurf aus Priestermund kam so unerwartet und fuhr ihr mit solcher Wucht in Geist und Gebein, daß sie sich gelähmt fühlte an Leib und Seele.

„Du bekennst Dich schuldig dieser Sünde?“

„Ja!“ hauchte sie willenlos und ohne zu wissen, was sie that. Sie war nicht fähig, darüber nachzudenken und sich Klarheit zu verschaffen, ob sie wirklich den Hund mehr liebe, als Gott und die Menschen. . . .

„Nur eine Rettung giebt!“ hörte sie den bleichen Eiferer sagen. „Gott verzeiht diese Sünde nur, wenn Du den Hund mit eigener Hand tödtest. Die Strafe ist hart, meine Tochter, doch bedenke, daß Abraham, der fromme Patriarch, auf Geheiß des Herrn bereit war, sogar seinen Sohn mit eigener Hand zu schlachten. Deine Sünde ist größer, als die Sünde Abrahams war. Gottes Liebe ist groß, und ewig sind die Freuden, mit denen er die Opfer, die wir ihm bringen, lohnt. . . . Befolge den Wunsch des Herrn, so daß Du würdig wirst des hochheiligen Sacramentes. . . .“

Er redete noch manches Wort zu ihr, doch die junge Sünderin besaß nicht mehr die Kraft, ihm zu lauschen. Geschlossenen Auges, betäubt von der schrecklichen Stimme des Gerichtes lag sie auf den Knien, und ihr war, als höre sie immer nur die Worte hallen: „Gott verzeiht diese Sünde nur, wenn Du den Hund mit eigener Hand tödtest — mit eigener Hand! . . .“

„Geh mit Gott!“ sagte der Priester, und sie erhob sich und ging. Geleitet von der Gewohnheit sank sie am Altar nieder und faltete die Hände. Doch ihre Lippen bewegten sich nicht, wie sonst, zum Gebet; das frühlingshetere Leuchten ihrer Augen war dahin; mit glanzlosem Blick starrte sie auf das Muttergottesbild; kein Muskel ihres Gesichtes regte sich und verkündete, was in ihrem Inneren vorging; ihr ganzes Wesen schien in Versteinigung übergegangen zu sein.

„Mit eigener Hand. . . .“

So kam sie nach Hause. Sie sprach kein Wort, vergoß keine Thräne. Jockerle hüpfte an ihr empor und wedelte freudig mit der Ruthe. Sie sah ihn an — lange, lange, mit unstilltem, gebrochenem Blick, doch sie neigte sich nicht, ihm das Fell zu streicheln. Mit eifriger Gelassenheit ging sie ihrer häuslichen Beschäftigung nach. Als sie bei einer Stäckerarbeit sah und Jockerle, um eine Liebkosung bettelnd, an ihr emporstrebte, stieß sie ihn sanft zurück.

Der Mutter fiel das veränderte Wesen ihres Kindes auf; sie glaubte wahrzunehmen, daß der Hund in Ungnade gerathen sei, und sie erquickte sich an dem Gedanken, ein gottgefälliges Werk vollbracht zu haben. Worin das Gute ihres Werkes bestand, darüber sann sie nicht nach, zumal alles klare Denken ihrer Natur fremd war, — und regte sich in ihr der Vorwurf, daß sie ihrer Tochter unnützen Schmerz bereitet habe, so fand sie schnell Trost und Schutz in dem Bewußtsein, daß ja der Herr Kaplan der Urheber dieses Schmerzes sei, und daß Alles, was ein geistlicher Herr sage und lehre, den gläubigen Menschen zum Segen gereiche.

Trotzdem sie sich einredete, frei von aller Schuld zu sein, rückte ihr der seltsame Zustand des Mädchens Furcht ein. Die wenigen Worte, die sie redete, klangen gezwungen, und es mißlang ihr, sich so zu stellen, als merke sie nicht, daß mit Mathilden etwas Bedeutsames vorgefallen sei. So verlebte sie den Tag in Freude und Furcht und zugleich in stiller Besorgniß.

Mathilde widmete ihrer Mutter nicht die geringste Aufmerksamkeit. Auf Fragen, die an sie gerichtet wurden, antwortete sie kurz und anscheinend gleichmüthig und ohne dabei einen Blick nach der Fragerin hinzuwenden. Zu Tisch erschien sie nicht; sie begab sich in ihr Zimmer, und als der Oberst zu ihr kam und sie fragte, ob sie krank sei, erwiderte sie mit harter Stimme: „Nein, Papa!“

Die Frau Oberst besaß nicht den Muth, sich nach dem Befinden des Mädchens zu erkundigen; sie hielt sich merkwürdig lange in der Küche auf und äußerte wiederholt zu den Diensthofen, sie könne garnicht begreifen, was mit ihrem Kinde los sei.

„Sie war heut zur Beichte,“ sprach sie zur Köchin, „aber davon kann's doch nicht herrühren. . . . Wenn ich bloß wüßte. . . .“

Als sie am anderen Morgen aus dem Schlaf-zimmer trat, kam ihr das Stubenmädchen mit verstärktem Gesicht entgegen.

„Gnädige Frau, denken Sie nur, der Jockerle ist todt!“

„Der Jockerle. . . ?“

Schreckensstarr blickte die Frau auf die Unheils-kinderin. Sie öffnete den Mund zu einer Frage, doch es dauerte einige Sekunden, bevor sie Worte fand.

„Wie ist denn das möglich?“

„Ja, er liegt todt im Garten; die Marie hat ihn gefunden.“

„Im Jesus Christus willen, da versteckt ihn nur, damit ihn das Fränlein nicht sieht! . . . Ach, meine arme Tochter!“

Ein unklares Gefühl der Schuld ängstigte die Dame; doch kam ihr nicht die leiseste Ahnung, daß sie selbst den Tod des Thieres verschuldet habe. Das bange Schuldgefühl aber hielt sie ab, ihrem Kinde das Geschehniß mitzutheilen.

Seit langer Zeit zum ersten Male nahm sie in einer Familienangelegenheit den Rath und die Hilfe ihres Vaters in Anspruch. Er sollte dem Mädchen in vorsichtiger Weise den Tod des Hundes melden. Erst am späten Vormittag kam Mathilde zum Vorschein. Sie war leichenfahl im Gesicht und hatte in ihren Zügen etwas so Absonderliches, Unnatürliches, Todtes, daß die Mutter heftig erschrak.

„Guten Morgen!“ sagte sie kaum hörbar und reichte der Mutter und dann dem Vater die Hand; ihre todten Blicke jedoch glitten an Mutter und Vater vorbei. . . .

Der Oberst legte beide Hände auf die Schultern des Mädchens und sagte in der ihm eigenen drastischen Ausdrucksweise: „Du wirst nicht aus der Haut fahren, mein Kind, wenn ich Dir sage, daß Jockerle todt ist! Tröste Dich, nichts dauert ewig!“

„Ist er todt?“ fiel sie ihm rasch ins Wort, und ihre Augen belebten sich plötzlich.

„Ja, mein Kind.“

„Gott sei bedankt!“ schrie sie, und die Worte klangen wie ein geller Ausruf der Freude und der Erlösung.

Durch ihren Körper ging ein konvulsives Zucken; sie erhob dankend die Hände und den Blick,

sank aber unmittelbar darauf gedrohen und machtlos auf einen Stuhl. Nach wenigen Augenblicken schlug sie die Augen auf, und die Eltern empfingen den Eindruck, als habe sie still geweint. Dann aber war es, als bereue sie, ihre Schwäche gezeigt zu haben; das blasser Gesicht nahm wieder den Ausdruck ruhiger Kälte an, und ohne ein Wort zu sagen, ging sie, den Kopf hoch aufgerichtet, hinaus.

Vater und Mutter sahen einander in maßloser Verwunderung an.

„Was ist denn los mit ihr?“ fragte der Alte. „Sie freute sich ja, daß der Hund todt ist!“

Die Mutter aber, immer mehr in Angst versetzt durch das schreckensbange Räthsel, in das sie sich verweben fühlte, rang die Hände und flehte unter Thränen: „O Du gnadenreiche, goldene Himmelsmutter, steh uns bei!“

* * *

Mathilde lag, vom Fieberkrampf geschüttelt, im Bett. Drei Aerzte hielten geheime Berathungen ab, und wenn sie fertig waren, ähnelten sie mit geheimnißvollen Mienen, daß keine Gefahr vorhanden sei, falls „nichts Anderes“ hinzutrete. Sie verschrieben Recepte, und die Frau Oberst, die binnen wenigen Tagen selbst ein leichenähnliches Aussehen bekommen hatte, war mit eifriger Sorgfalt bemüht, ihrem Kinde alle die verordneten Essenzen genau nach Vorschrift einzuführen.

Das Fieber ließ nach, und die Aerzte betonten mit Begeisterung, daß die Medizin genügt habe.

Die Frau Oberst beugte sich über ihr Kind, sah es mit verweinten Augen liebevoll an und sprach: „Jetzt wirst Du gesund! Sei nur recht ruhig, da kommst Du Sonntag schon in den Garten gehen!“

Die kranke, abgezehrte Dulderin schüttelte leicht den Kopf und wandte das Gesicht ab.

„Wilst Du schlafen?“

Wieder machte das Mädchen eine verneinende Bewegung.

Der Mutter war es, als wolle die Tochter nichts von ihr wissen, als habe sie deren Herz verloren. Sie zog sich zurück, um ihre Dual zu verbergen.

Das war nicht mehr dieselbe Frau, die einst in frömmelnder Unmatur dem heiteren, schuldblosen Mädchen die Süßigkeiten der Jugend vergällte; das war die unerschöpflich und unergründlich liebende Mutter, die, nur für das Kind lebend, ihr eigenes Ich vergab, und an der jeder Nerv und jede Faser für das Glück und Wohl des Lieblings bebte. Eine gewaltige Seelenerschütterung hatte den tief verborgenen, längst erstorbenen Lanterquell der Gefühle gelöst . . .

Mathilde wandte den Kopf und heftete den matten Blick auf das Gesicht der Mutter. Diese trat schnell und hülfbereit hinzu.

Die Lippen der Kranken bewegten sich; sie wollte sprechen, fand jedoch nicht bald die passenden Worte. Endlich fragte sie ruhig und mit dumpf klingender Stimme: „Du dachtest wohl, der Fokerle ist eingegangen?“

„Ja, mein Herzchen, ja! Sei nur recht ruhig!“ begütigte die Mutter, die den Sinn der Frage nicht richtig verstanden hatte und der Meinung war, das Mädchen phantasire noch immer.

„Da hast Du falsch gedacht!“ fuhr Mathilde fort. „Mit der Hacke hab ich ihn erschlagen.“

„Nicht doch, mein Engel, nicht doch! Komm, ich bede Dich hübsch zu, und Du schläfst ein!“

Die Kranke wehrte mit beiden Händen ab; wieder ging das konvulsivische Zucken durch ihren Körper, und mit einem Tone, der Wort für Wort wie ein schneidendes Wehgeschrei klang, rief sie: „Er hat ja garnicht sterben gewollt — er hat bei mir bleiben gewollt, der Fokerle! . . . Immerfort hab ich gehalten — immerfort, immerfort . . . und er hat mich so angesehen . . . mit seinen Augen . . . so angesehen . . .“

Sie sprach nicht weiter, sie schrie nur noch — schrie so entsetzlich, daß alle Diensthofen und auch der Oberst herbeigeeilt kamen.

Der Frau Oberst dunkelte es vor den Augen; ihr war, als klage ihr Kind sie schrecklich an, als schreie es um Rache zum Firmament, und als könne

ihre Schuld in alle Ewigkeit nicht getilgt werden. Und sie wußte immer noch nicht klar, worin ihre Schuld bestand.

Sie empfand einen schweren Druck in der Herzgegend und dachte unwillkürlich, es sei der Tod, der sie berühre; sie fühlte, wie ihr das Blut in den Adern stockte, wie ihre Kräfte schwannten, wie der Boden unter ihren Füßen wich. Ihre Hände tasteten unsicher nach den Schläfen, sie taumelte und sank mit einem Aufschrei nieder . . . Im nächsten Augenblick jedoch zuckte die wunderbare Gluthkraft der leidenden Mutterliebe durch ihr ganzes Wesen, und frischbelebt und riesenstark fuhr sie empor, umschlang das schreiende Mädchen mit sanfter Innigkeit und hauchte ihm Küsse auf den schreienden Mund.

„Sei gut, sei gut, mein Tödtchen! . . . Ich bin bei Dir!“

Mathilde beruhigte sich ein wenig; dann erbeben ihre Lippen wieder; in den Augen zitterte ein unheimlicher Schein; sie stieß die Mutter zurück, und abermals redete sie von jener finsternen Geschichte, die seit dem Tage der Beichte vollständig ihre Seele erfüllte.

„Ich rannte fort . . . ich dachte, er wäre todt . . . und da kam er gelaufen, und er sah mich an . . . mit blutigen Augen sah er mich an . . . mit blutigen Augen . . . und wollte mit in das Haus . . . und da hab ich wieder geschlagen, immer wieder geschlagen . . . und wie hat er geschrien und mich angesehen! . . .“

Und aufs Neue brach sie in das gelle, entsetzliche Angstgeschrei aus. Sie war nicht zu befähigten — sie schlug mit beiden Armen um sich, stieß mit den Füßen gegen die Bettwand, schnellte plötzlich, bevor ihre Lieben es hindern konnten, aus dem Bett und warf sich auf den Fußboden. Der Oberst griff herzhast zu und rief die Mägde, die mit gefalteten Händen an der Thür standen und weinten, durch einen scharfen Ruf zu Hülfe. Sie überwältigten die Kranke, die sich wild zur Wehr setzte, und hoben sie ins Bett, wo alsbald eine große Erschöpfung über sie kam, sodas sie nur noch zu röcheln vermochte.

Die Mutter, die in jenen Minuten wohl schlimmere Seelenqualen erlitt, als je ein Mensch erlitten hat, hielt über ihrem unruhigen Kinde mit milben Händen die Bettdecke fest und beobachtete in siebernder Angst jede Bewegung, jeden Athenzug ihres Lieblings. Dabei kam sie auf die unglückliche Vermuthung, Mathilde habe den Hund aus Bosheit erschlagen, um Rache zu nehmen an dem Herrn Kaplan und ihr, der Mutter, und sie werde nun von Gewissensbissen gemartert. Und mit dem reinen Wunsche, sie zu befreien von der Gewissensmarter, rannte sie dem Mädchen zu: „Sei still, mein Kind! Ich lasse gleich den Herrn Kaplan holen; dem erzählst Du Alles, und dann . . .“

Sie hatte den Satz noch nicht beendet, so fuhr die Kranke auf, wie von einem elektrischen Schläge getroffen, und ihr Kopf stieß hart an den Kopf der Mutter.

„Nein, nein!“ schrie sie und versuchte mit solcher Gewalt sich aus dem Bette zu befreien, daß alle Anwesenden Mühe hatten, sie daran zu verhindern.

„Ich mag ihn nicht — mag ihn nicht!“ rief sie in kreischendem Tone. „Er hat mich geheißsen . . . er hat gesagt vom lieben Gott . . . der liebe Gott wills haben . . . O, die blutigen Augen . . . die blutigen Augen . . . und da habe ich ihn versucht . . . versucht! . . .“

Das letzte Wort — der Fluch gegen den blassen Gottesdiener — ging über in ein gellendes Angstgeschrei, wie es Mathilde während ihrer Leidensstage schon wiederholt ausgestoßen hat e.

Der Oberst befahl, rasch den Arzt zu holen, schloß in seiner Rathlosigkeit den Mund der Schreienden mit der Hand und sah sich dabei hülfesuchend rasch nach seiner Frau um.

Sie weckte nicht mehr im Krankenzimmer. Nachdem die von der großen Aufregung erschöpfte Mathilde die Besinnung verloren hatte und die Mädchen nach der Küche zurückkehrten, fanden sie dort die Frau Oberst auf einem Schemel. Sie hielt beide Hände an das Gesicht gepreßt und stöhnte und schluchzte so herzzerreißend, daß die Mädchen in neuen Schreck verfielen und den Herrn Oberst her-

beiriefen. Als er sie anredete, stürzte sie vor ihm auf die Kniee und schrie, die Hände ringend: „Ich habe unser Kind umgebracht . . . ich . . . ich und der Herr Kaplan! . . . Schlagt mich todt! . . . ich hab sie umgebracht!“ . . .

„Ala, so etwas steckt dahinter!“ rief der Oberst mit finsternem Gesicht — und wendete ihr den Rücken.

„Verfluchte Bande!“ knirschte er im Hinausgehen.

(Fortsetzung folgt.)



Sozialistische Poësie in Frankreich.

Von G. Thrurow.

(Schluß.)

Aber der Kampf des zur Besinnung über sich selbst gelangenden Proletariats ist nicht nur ein Kampf gegen den, allerdings sehr veredelichen, Einfluß der Kirche und der kirchlichen Parteien, sondern er ist ein Kampf gegen alle feindlichen Positionen zugleich, d. h. gegen alle rückständigen Faktoren und Tendenzen, die die Neugestaltung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse in irgend einer Form erschweren. Desgleichen wird die erhoffte Befreiung des Menschengeschlechts nicht nur die Befreiung von den Fesseln religiöser Sklaverei sein, sondern die Emanzipation von allem physischen und geistigen Elend, das heute auf der unendlichen Mehrheit aller Gesellschaftsglieder lastet. Die Harmonie soll an die Stelle des heutigen Interessenstreits treten — der Friede an die Stelle des heutigen Massen- und Klassenkampfes. Was wir erringen wollen und müssen, ist mit einem Wort das Glück, das relativ größere Glück unserer selbst und unserer mitkämpfenden und leidenden Genossen.

Das Glück? Worin besteht es und worin ist es zu finden? Darüber sind die Meinungen, wenigstens die offiziellen Meinungen, der Dichter (und zwar meist nach ihrer Klassenangehörigkeit und persönlichen sozialen Stellung) sehr getheilt.

In einem fast fünftausend Verse zählenden Gedicht befaßt sich Sully Prudhomme mit dem Problem. Sein „Le bonheur“ (Das Glück) betiteltes Werk ist künstlerisch hochbedeutend: Die Verse sind von vollendeter Reinheit der Form, die Gedanken sind prägnant, die Sprache bilderreich; der ganze Gegenstand ist mit philosophischem Grusse behandelt. Aber es handelt sich hier um die in der gebotenen Lösung sich widerspiegelnde Grundauffassung des Verfassers, und dieser muß man seine Zustimmung versagen: die ist die Auffassung eines weltmüden, alternden Pessimisten.

Auf der Erde ist das Glück nicht zu finden. In ewig gleichem Wechsel folgen sich die Geschicke der nacheinander den Erdboden bevölkernden Generationen. Was nützt Liebe, Streben, Kampf? Die Sonne des Glückes lächelt nie herab aus himmlischen Fernen, und bis das letzte in der Dual der Sehnsucht sich verzehrende Herz angeschlagen haben wird, wird kein versöhnendes Moment die Menschheit ihrer Bestimmung, dem Glück, näher bringen. Aber der Tod tritt ein; und nach dem Tode kommt dieses endgültige Glück: Es wohnt im Raum, in der räumlich unbegrenzten Atmosphäre — auf anderen Sternen und im Bannkreise neuer Sonnen!

Es ist immer betrübend, einen Dichter geistig altern zu sehen. Die vorliegende Dichtung ist, trotz ihrer Bedeutung als Kunstwerk an sich, ein Zeichen von der zunehmenden moralischen Schwäche des Autors. Und nicht dieses Wort allein legt von solcher Schwäche Zeugnis ab: Sully Prudhomme, dieser einstige grimme Hasser aller Völkerrännei, wurde auf dem Gebiet der auswärtigen Politik zum Bewunderer der Krute! Anlässlich der Zarenkrönung im letzten Jahr empfand er das Bedürfnis, den Herrscher aller Reußen anzubieten.

Beilagenswerthe Wandlung! möchte man anrufen. Aber es ist so häufig die Mitgabe des Alters und — der Berühmtheit, hoffähig zu werden. Ein Freiligrath wird in seinen letzten Lebensjahren zum Bewunderer der Deutschen, ein Maurus Jokai zum Berühmter der Österreichischen, ein Prudhomme zum Anbeter der russischen Sabel- und Räuberpolitik!

Die alte heilige Allianz der Dynastien findet in ehemaligen begeisterten Freiheitskämpfern nachmalige Stützen und Vertheidiger.

Aber so sind die Alten. Und nicht alle sind sie so! Die Jungen aber vor Allen sind nicht angestechen vom Bazillus der Korruption, der in der sogenannten geistigen und künstlerischen Elite der Gesellschaft so manche Opfer fordert. Sie gehen die Pfade weiter, die jene verlassen. Nicht die Alten in ihrem Alter, sondern die Alten in ihrer Jugend sind ihnen Vorbilder — nicht der Prudhomme von heute, sondern Derjenige dient ihnen als Musier und Wegweiser, der vor zwanzig Jahren in seiner „Justice“ (Gerechtigkeit) schrieb:

„In deiner Geschichte, Frankreich, zähl ich mit Grausen,
Was dir an Opfer gekostet und Unglück dein Ruhm!
Doch im Busen dein weiß ich die Zukunft sich regen:
Wie aus feinsten Landen keimten die Saaten hervor,
Wie aus dem Kampf der Arten stieg siegend der Mensch
empor,
So in deinem Blut formt sich der vollendete Staat!“

Der vollendete Staat, das ist die sozialistische Gesellschaft, die allen ihren Gliedern ein höheres Maß von Freiheit, Gerechtigkeit und Wohlsein verbürgen wird, als ihnen unsere heutige gesellschaftliche Organisation zu bieten vermag. So wahr es sein mag, daß jegliches Menschenherz von seinen ersten Regungen an prädisponiert bleiben wird für Mummer und Leid, ebenso wahr ist es, daß der Kampf der Individuen mit dem Geschick in erster Linie ein Kampf gegen die deprimierenden und verderblichen Einflüsse des kapitalistischen Willens ist. Von allem Unglück, das seit Jahrtausenden unser Geschlecht heimgesucht, ist immer noch die Armut das größte; und daß diese in unserer Zeit der wunderbaren Produktivität der Arbeit nicht längst der Geschichte angehört, daran ist eben der Kapitalismus mit seiner Klassenscheidung schuld. Das ist der Standpunkt aller überzeugten Sozialisten und die französischen Lyriker des Sozialismus machen darin keine Ausnahme.

„Sag mir, Natur im Frühlingkleid,
Warum, wenn Alles lacht und liebt,
Warum's so herbes Menschenleid,
So viel verborgne Schmerzen giebt.
Ja, sprich, unsterbliche Natur,
Warum bei deines Busens Fülle
Die Armut schleicht in Bettlerhülle,
Wo goldne Ernten trägt die Flur!“

Olivier Sou tre, ein unlängst gestorbener und in seinem eigenen Heimathlande ziemlich unbekannt gebliebener Dichter ist es, der in einem „Lenz“ bittendsten Liede uns so das Problem der Massenarmuth inmitten des natürlichen Reichthums unserer Umgebung vor Augen führt. In derber und schonungsloser Weise kritisiert er unsere soziale Weltordnung, in der die arbeitenden Massen darben und die große Mehrheit aller thätigen Individuen einer Hand voll von Drogen tributpflichtig sind. Auf, zum Kampf gegen ein derartiges System! Das ist seine und seiner dichtenden Landsgenossen in manchem schwungvollen und markigen Vers verkündete Losung.

Kein großes politisches oder wirtschaftliches Ereigniß, keine Katastrophe auf dem Schlachtfelde der Arbeit, kein die Oeffentlichkeit beschäftigendes Beispiel der moralischen und geistigen Degeneration der herrschenden Klassen, das nicht den modernen Freiheitskämpfern Afforde des Mitleids, der Empörung, des Hohns entlockte. Unbarmherzig geht man ins Gericht mit dem nach Volksgunst haschenden und doch das Volk verachtenden Renegatenthum; mit dem profitgierigen Unternehmertum; mit der Ciertanz- und Vogelstrauchpolitik der bürgerlich liberalen Parteien; mit den Panamahelben und Börsenspekulanten. Der Kampf des Proletariats um seine Befreiung ist ein vielseitiger: Muß nicht auch der Dichter jeder Manifestation desselben und jeder Bewegung im Lager des Gegners seine Aufmerksamkeit zuwenden?

Doch über die Gegenwart vergißt man nicht die Vergangenheit. Große geschichtliche, für die Emanzipationsbewegung des Proletariats bedeutungsvolle Ereignisse und Momente bilden noch heute sehr oft den Gegenstand sozialistischer Dichtungen. Welcher neuere, dem Sozialismus huldigende Poet hätte nicht die große Revolution besungen? Wer nicht die Kommüne?

„Commardensblut ist Sozialistenfaat!“ heißt es schon im Refrain eines älteren Proletariatsliedes und das trifft auch zu, soweit die Entwicklung und das geistige Schaffen unserer neuen französischen Dichtergeneration in Frage kommt. Fast alle Vertreter dieser Letzteren haben den herrschenden Kampf der Pariser Blousenmänner gegen die Versailler Uebermacht zu veranschaulichen, zu rechtfertigen und zu verherrlichen gesucht. Der Bedeutendste unter ihnen war unstreitig Eug ne Pottier.

Nicht mit diesen, jene Pariser Erhebung behandelnden Gesängen wollen wir uns hier befassen. Sie sind zum Theil Gemeingut des internationalen Proletariats geworden und daher in ihren wichtigsten Erscheinungen auch der deutschen Arbeiterschaft zugänglich gemacht worden. Aber eine andere Frage zu behandeln ist hier der geeignete Ort: Wie sieht es mit dem Gedanken der proletarischen Internationalität in den Kreisen des neueren Literatenthums und speziell der Lyriker?

Ist es wahr, was unsere bürgerliche Presse dem deutschen Arbeiter zum Ueberflusse oft wiederholt: Daß die vom deutschen Proletariate gehegte Idee der internationalen Interessensolidarität bei den Vertretern der Arbeitersache jenseits der Vogesen keine Gegenliebe fände?

Nein und dreimal nein! In Bezug auf das internationale Denken und Empfinden ist gerade in den Kreisen der dichterisch hervortretenden Verfechter einer freieren Weltanschauung eine gewaltige Wendung zum Besseren zu verzeichnen.

Vor zwanzig und fünfundschwanzig Jahren glaubte jeder Literat dem engherzigsten Patriotismus seine Duldung darbringen zu müssen. Wer nicht mit aller Kraft seiner Lungen in das große Revanchehorn des Déroule und Genossen hineinblies, hatte offenbar seine Bestimmung verfehlt. Wie wir an einer großen Reihe von Beispielen zeigen könnten, hat jener Chauvinismus einer vernünftigeren und humaneren Auffassung Platz gemacht. Der Hurrapatriotismus wird nur noch von Denjenigen gepflegt, von denen er bei uns gepflegt wird: Von den Berufs-patrioten.

Weshalb dem Nachbarvolk — in diesem Fall dem deutschen Volk — grollen? „Was sie bei uns gemacht, wir haben's bei Anderen gethan!“ So ruft Gabriel de la Salle Denjenigen zu, die eines verlorenen Reges Landes wegen und um die angeblich verletzte Nationallehre wieder herzustellen, einen neuen Krieg entfesseln möchten.

Der Krieg ist eine Rückkehr zur Barbarei; er nützt nur den Despoten und ist das Grab der Freiheit. Nieder daher mit dem Krieg und dem Haß, der ihn gebiert:

„O Völker, wollt ihr denn immer
Die blöde Heerde sein?
Wollt ihr euch nie vom Haße,
Vom blinden Haß befrei'n?“

Zu lange und zu oft hat das Volk einer Bagatelle, eines Phantoms wegen seine Haut zu Markte getragen. Und die bisherigen, zum Theil in seinem eigenen Interesse der Bourgeoisie versuchten Aufstände und Revolutionen haben ihm nicht die ersehnte Freiheit gebracht. Der Nimbus, der diese Revolutionen umgiebt, verschleiert zum Theil das endgültige wahre Ziel der proletarischen Bewegung: Die Beseitigung der Lohnknechtschaft, und wiegt die Gemüther in eine gewisse verderbliche Lethargie ein.

„An diese Kämpfe, Volk, gewöhnt du dich;
Wohl kannst du stolze Monumente bauen,
Mit prächt'gen Löwen an der Sockel Enden...
So lang du nicht begreifst, daß deine Rechte
Sind gleich den Rechten deiner Unterdrückten,
So lange wird der Fortschritt nichts bedeuten,
Als Wortesfülle und verwoh'n'es Räuten!“

Als einer der konsequentesten Gegner der kapitalistischen Wirtschaftsweise, als deren ungeheuerlichsten Auswuchs er eben den Militarismus betrachtet, hat G. de la Salle in manchem dichterischen Erzeugniß den Stützen derselben seinen Fehdehandschuh hingeworfen. Von seinem auf fünf Bände berechneten poetischen Lebenswerk, das den Titel: Die Revolution (les Revoltes) tragen wird, ist zwar erst der erste Theil erschienen; aber dieser verräth Kraft, Bejahung und Ueberzeugung.

Weniger kraftstrobend und selbstbewußt, doch gleichfalls als energischer Bekämpfer des Militarismus zeigt sich ein anderer Autor: Jean Vaslin. Der Band Gedichte, den er veröffentlicht, trägt den Titel: Erste Etappe. In einer Reihe von dreißig Liedern, die zusammen einen Abschnitt des Buches bilden, schildert er uns das Schicksal eines im Joch der Arbeit grau gewordenen Bauern, dessen einziger Sohn irgendwo in fernen Kolonien „glorreich“ für das Vaterland gefallen ist.

Vor dem geistigen Auge des alten Mannes zieht die Vergangenheit vorüber mit ihren unerfüllten Hoffnungen und Projekten. Ja, er hatte bereinst auch geschwärmt für die farbenfälliger Uniform und die Vorbereiten des Kriegers —

„Doch heute denkt er, daß bei allem Ruhm
Und allen Hymnen, die er mitgesungen,
Sein Sohn ihm lieber wär, als Krieg und Schlachtenthum...“

Der Krieg ist das ungeheuerlichste Verbrechen, dessen die Menschheit fähig ist. In dieser Einsicht kommen mehr und mehr auch diejenigen Säger der Humanität und des gesellschaftlichen Fortschritts, die dem wirtschaftlichen Kampf des organisierten Proletariats noch ziemlich verständnißlos gegenüberstehen.

Kann irgend ein neuerer Dichter ist mit schärferen Waffen dem alle Tage breitspuriger und tyrannischer auftretenden Militarismus zu Leibe gerückt als Marcel Reja — ein sehr pessimistischer und skeptischer Autor. Seine unter dem Titel: La vie heroique (Herrisches Leben) veröffentlichten Gedichte bilden einen fortlaufenden Protest gegen Alles, was der Domäne des Militarismus angehört. In satirischer und zuweilen ziemlich burschikoser Weise zwingt und lenkt er den Blick der Leser eben so sehr auf das Lächerliche wie auf das Tragische in der Erscheinung militärischen Wesens.

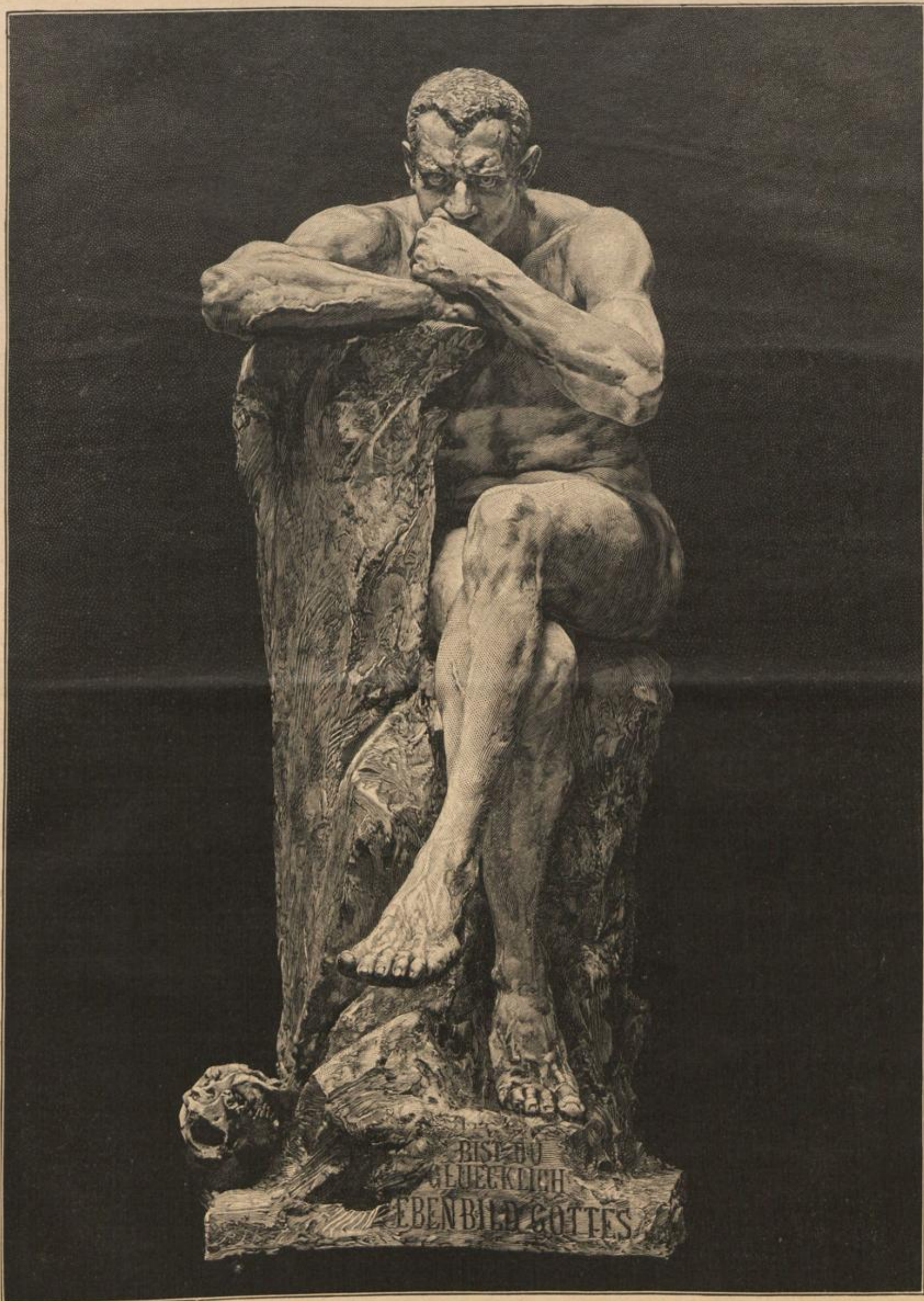
Er sieht einen Trupp mit vollständiger Ausrüstung verlehener Soldaten daherkommen. Es ist ein prächtiger Sommermorgen; die Sonne blüht durch das grüne Gezeig der Bäume. Da hält die Abtheilung.

Der Dichter schildert, wie die Trommel ertönt, und stöttelt über die Wichtigthuerei der Menschen bei militärischen Schaustellungen und über das beifallwüthige Publikum.

Doch der Dichter ist nicht thöricht, dem Einzelnen zur Last zu legen, was nur Schuld der Gesamtheit ist. Es ist warmes, tiefes Mitleid, was aus seinen bald verbitterten, bald höhniischen Versen spricht, die das blutige Gemel des Krieges schildern. Weiß er doch, daß der Einzelne hier keinen freien Willen hat, ja, daß er oft genug durch die glänzende Außenseite des kriegerischen Daseins so geblendet wird, daß er jedes Gefühl für die herbe Wirklichkeit der Dinge verliert.

Trotz ihrer Gegnerschaft gegen Krieg und Militarismus sind die französischen Sozialisten natürlich noch keine „vaterlandssloße Rotte“, obgleich die Parteien des Chauvinismus und der Staatsverwaltung es ihnen gezeimter an derartigen Titulationen nicht fehlen lassen. Der große und erhebende Gedanke der Internationalität schließt nicht die Verlängnung, noch die Misachtung des Heimathlandes ein, zumal wenn das Volk, mit dem man sich durch Geschichte, Temperament und Sprache verbunden fühlt, etwas in die Waagschale zu werfen hatte für die Sache des menschheitlichen Fortschritts. Wenn die Vergangenheit des französischen Volkes diesen die Bewunderung und die Sympathien aller fremden Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit erobern konnte, dann haben die Kämpfer im eigenen Lande sicherlich keinen Grund, eine antifranzösische, oder — wenn man will — anti-atriotische Maske zur Schau zu tragen. Das thut sie auch nicht — und sie befinden sich im Einverständnis mit Denkern wie Lassalle und Marx, wenn sie trotz aller kapitalistischen Fäulniß ihres Heimathlandes dieses als ein wichtiges, ja menschliches Instrument des völkerbefreienden Kampfes in der neueren Geschichtsepöche betrachten.

Unter anderen Dichtern ist es namentlich der sehr beliebte Volksdichter Clément, der diesem Gedanken der Identität wahrer Vaterlands- und universeller Menschenliebe Ausdruck verliehen hat. In seinen „Chansons“ findet sich ein Gedicht, welches



BIST DU
GLUECKLICH
EBENBILD GOTTES

Bist du glücklich, Ebenbild Gottes? Modellirt von Theresje Feodorowna Nies.

den Titel: „O mein Frankreich!“ trägt. Da es vorzüglich die Meinung der meisten seiner Genossen über die Mission Frankreichs im modernen Emanzipationskampf der Arbeit widerspiegelt, seien aus ihm zwei Verse reproduziert.

Zunächst besingt der Dichter die fruchtbaren weiten Felder, die goldenen Aeben — die schweigenden, dunklen Fichtenwälder. Alte, verfallene Gemäuer, die ihm von vergangenen geschichtlichen Ereignissen — von der Jugend seiner heimatlichen Gegend berichten, stimmen seine Leier andächtig und wehmüthsvoll. Aber er nähert sich der Gegenwart, er sieht Paris; er sieht die Helden der Revolution und die gefnechtete, doch wenig zur Revolte neigende arbeitende Menge. Da reizt es ihn fort zu markiger, schwungvoller und begeisterter Hymne auf die Vertreter und Kämpfer der großen Sache der menschlichen Wiedergeburt:

„Wie liebe ich sie, die kühn für Wahrheit stritten —
Die Denker dein — die Künstler und Poeten!
Wie liebe ich deine Legion Proleten,
Im Schooß der Berge und im Staub der Hütten!
Wie lieb ich jene, die der ew'gen Trohn
Dreimal getrogt im Wechsel der Geschichte —
Dreimal getrogt im Sturm der Revolution!
O mein Frankreich!“

Aber, wie schon hervorgehoben, fährt diese — man darf wohl sagen revolutionär-vaterländische Begeisterung ebensowenig zu chauvinistischem Fremdenhaß, als wie sie ein Produkt derselben ist:

„Doch glaubst, daß meine reiche Liebe
Nur in der Heimath sah' ihr Arbeitsfeld!
Der gleiche Himmel überspannt die Welt;
Der gleiche Futzschlag zuckt im Weltgetriebe.
Ja, blieb ich kalt und stumm ob fremder Pein,
Du selber würdest mich verlegen —
Weil ich nicht würdig wär', dein Kind zu sein.
O mein Frankreich!“

Der gleiche Dichter beschäftigt sich auch mit dem Loos des proletarischen Weibes. Ist nicht auch die Last von Sorge und Noth, die speziell auf den Schultern der schwächeren Hälfte des Menschengeschlechts lastet, ein monströser Auswuchs der kapitalistischen Organisation unserer Gesellschaft? Ist nicht die Frauenfrage ein Stück der großen sozialen Frage?

In einem neuerdings sehr populär gewordenen Roman: „Ne me fais plus d'enfants“ zeichnet uns Clément den Typus einer braven, ehrlichen, mit Kindern allzu reichlich gesegneten Frau, die nicht mehr weiß, wie sie mit dem geringen Verdienst ihres Mannes alle hungrigen Leiber füllen soll. Und immer wieder kommt der Klapperstorch und bringt neuen Zuwachs. Da faßt sie einen Entschluß: Gewissermaßen als Wortführerin aller ihrer tausenden und hunderttausenden von Leidensgenossinnen verlangt sie von ihrem Gemanne praktischen Malthusianismus:

„In der Woche wird es kommen!
Schon spür ich Schmerzen überall.
Wie zwingt uns Noth und Elend nieder...!
Es bringt uns Beide noch zu Fall!
Sechs Wäuler sind wir jetzt am Tische;
Und ach, vier Fränklein sind Dein Vohn! —
Drum nicht so heißen Kuß, mein Alter:
Es sind genug der Köhnen schon!“

Ob aber diese Mäßigkeit des Geschlechtsverkehrs allein die häusliche Noth beseitigen kann? Wenn sie weiter denkt und grübelt, will es ihr selbst unwahrscheinlich vorkommen. In ihre Erwägungen hinein spielen Empfindungen, seltsame, leidenschaftliche Empfindungen, die ihre Geschlechtsgenossinnen anderer Klassen nicht begreifen können. Ja, sie ist eben nicht nur Weib, sondern sie ist ein hartgedrücktes Wesen — ein Proletarierweib:

„Wir können lang uns mäh'n und plagen;
Das Unglück folgt uns auf dem Fuß.
Wer wüßte nicht, mit welchen Opfern
Man sich sein Recht erkämpfen muß!
An jenem Tag folg ich den Braven
Und führ all uns're Kinder her —!
O, nicht so heißen Kuß, mein Alter!
Wir wollen keine Sklaven mehr!“

Und auch die Liebe selbst, die wahrste und uneigennützigste Hingebung zweier Wesen aneinander, wie oft wird sie pietätlos entweiht und mit Füßen

getreten von jenen Mächten der Disharmonie, die auf allen Gebieten menschlichen Strebens ihren zerstörenden und hemmenden Einfluß geltend machen! Der alte Besitz gebietet den heiligsten Empfindungen! Sie ist eine triviale Geschichte, die Geschichte von den Liebenden, die sich einander nicht angehören durften und aus Verzweiflung darüber den Tod such'en — trivial, und doch immer neu; und doch immer gleich schmerzlich und empörend für die un-freiwilligen Zeugen.

Der schon genannte Olivier Sou'tre ist es, der in einem außerordentlich stimmungsvollen Gedicht einen neuen Beitrag zu diesem alten Thema liefert.

Sie waren Beide jung und liebten sich mit der ganzen Gluth ihrer schwärmerisch-eraltirten Herzen. Aber sie war reich und er besaß nichts — Grund genug, damit der hartherzige Vater dem „sinnlosen Verhältnis“ dadurch ein jähes Ende bereitet, daß er seine Tochter in ein frommes Institut steckt. Dort soll sie hüßen für die heimlichen Zusammenkünfte, die sie dem Liebsten gewährt — draußen, in stiller Nacht, am traumwobenen Ufer der Seine. Er hat sich indessen in seinen Zählungsversuchen getäuscht. Die Taube rückt ihm aus:

„Aus dunkler Zelle floh's in später Stunde;
Und als die Wächter schliefen in der Kunde,
Sah Niemand sie beim letzten Stellbuchein ...

„O Raub der Liebe, heiliger Duell der Thränen!
Verzweiflungsqual — durchglüht vom letzten Sehnen!
Und letzter Gruß — erstickt von heißem Munde —
Ihr Herzensmächte, sagts und gebt mir Kunde:
Was wars, das in dem siebernden Umarmen
Des Abschiedsflusses trübte den Geist der Armen?“

„Denn wie als ob es unten heimlich rief
Nach Lebensmüden, die die Welt betrogen,
So neigten sie sich jählings ob der Tiefe
Und stürzten — eng umschlungen — in die Wogen.“

„Indessen gaukelt in der nächtigen Ferne
Der Volkenschaër durch das Himmelsfall;
Verliebten Auges grüßen alle Sterne;
... Im blumigen Flieder sang die Nachtigall.“

Das sind einige Proben sozialistischer Poesie aus Frankreich. So unvollkommen sie sein mögen, so beweisen sie doch, daß auch die L'rik jenseits des Rheins einen Stab geachteter und talentvoller Vertreter anweist, die in der rücksichtslosen Bekämpfung der geistigen und materiellen Sklaverei des Volkes ihre Mission erblicken. Ueber den Gesamtwerth ihrer lyrischen Produktion, im Vergleich zu den neueren literarischen Erzeugnissen der übrigen Kulturstaaten, läßt sich noch kein abschließendes Urtheil fällen. Aber so viel erscheint sicher, daß, gleich wie die sozialistische Partei, der sie angehören oder nahe stehen, in den letzten zehn Jahren innerlich und äußerlich gewaltig erstarkte, auch ihr Einfluß enorm gewachsen ist. Und nichts ist begreiflicher: Sind sie doch, während die Leier aller Vertheidiger der gegenwärtigen Weltordnung immer noch — um mit Jaur's zu reden — auf das alte Lied des menschlichen Glends gestimmt ist — sind sie doch die Herolde, die von der Finne der höheren Erkenntniß herab das nahe Ende der proletarischen Knechtschaft und den Anbruch besserer Zeiten verkünden.

In der Ferne dämmern sie schon herauf. Ein junger Dichter, Namens Vegois, dessen hübsches Sonett „Zu neuen Gestaden!“ wir hier noch folgen lassen, zeigt uns schon den glühenden Schein am Horizont — das Stunmbild der nahenden Gerechtigkeit und Menschenliebe:

„Ich fühl der Hoffnung Schwingen wundersam sich regen,
Ins Meer versinkt der Heimaths öder Strand; —
Dem fremden, unbekanntem, fernen Land
Trägt unser Fahrzeug Kind und Greis entgegen.“

Wie schön, wenn bleichend schon des Himmels Sterne
Und träumend ziehn am dunklen Aetherzelt,
In hohem Lied zu künden dieser Welt:
Das Morgenroth glüht purpurn in der Ferne!

Wie winken schon die glücklich-freien Rassen!
In raschem Tempo ziehn die nächtigen Stunden;
Und in den Lüften quillts wie reicher Segen. —

Die Ruder hoch, zu markig-kraftigen Schlägen!
Die stolzen Wogen lachen ihrer Wunden
Und Hoffnungsfreude wallt in unsern Brüsten!

In der Redaktion einer Arbeiterzeitung.

Skizze von R. Tesselaar.

Es ist zwölf Uhr Mittags. Von der herrlichen Frühlingssonne warmen Strahlen vermögen keine in den Flur des vierstöckigen Hauses zu bringen, in dem sich die Druckerei der Arbeiterzeitung befindet. Es herrscht hier auch um diese Zeit ein Ha'bbunkel, und nur mit Mühe ist das an der Vorfaalthüre der ersten Etage angebrachte Schild zu lesen:

Redaktion der Arbeiterzeitung.

Sprechstunde von 12—1 Uhr.

Und sehr zahlreich sind die Personen, welche heute — wie fast alle Tage — das Schild lesen, ein Weile sinnend stehen bleiben und dann zaghaft auf den Knopf der Klingel drücken.

Frauen und Mädchen in ärmlichen aber sauberen Kleidern und Männer meist in Arbeitskleidern füllen bald den kleinen Vorfaal, der als Wartezimmer dient und von den matten Strahlen einer grünlichen Ampel schwach beleuchtet wird. An den aschgrau getünchten Wänden hängen einige Bilder, Kunstbeilagen aus dem „Wahren Jacob“, in einfache, schwarze Leisten gerahmt: „Das Maienfest der Arbeiter“; „Rouget de Visle trägt in Strassburg das erste Mal die Marseillaise vor“; „Camille Desmoulins im Garten des Palais Royal“. Auch ein Bild von Karl Marx lugt aus einfachem Rahmen mit seinem mild lächelnden Gesichte auf die sorgenvoll drein schauenden Gestalten, welche, in Gedanken versunken, auf Stühlen dicht gedrängt beisammen sitzen oder, Zerstreung suchend, die Bilder an der Wand betrachten. Redakteure eilen hastig an den Wartenden vorbei, Manuscript in die Druckerei bringend; Seherlehrlinge bringen und holen Korrekturbogen.

Die Wartenden betreten der Reihe nach ein Redaktionszimmer, das höchst einfach ausgestattet ist. Ein Redakteur sitzt vor einem einfachen, lackirten Schreibtische; Zeitungen liegen verstreut auf einem langen, viereckigen Tische. Gesetzbücher und Lexika füllen ein hohes Bücherregal, welches die eine Wand gänzlich bedeckt. Ein Bild von Engels bildet neben einer Landkarte den einzigen Schmuck der Wände. Eine Thür führt in ein zweites Zimmer, in welchem zwei Redakteure arbeiten. Von der Straße herauf ertönt der Lärm vorüberziehender Schulkinder, das dumpfe Gerassel der Wagen und das lästige Geklingel der Straßenbahn. Ein warmer Sonnenstrahl bringt durch das hohe Fenster und zeichnet, spielend, kleine Kringel auf den weißen Vogen Papier, den sich der Redakteur zu Notizen zurecht gelegt hat; in seinem hellen Scheine führen Eintagsfliegen, von der Wärme angezogen, einen munteren Neigen auf. Wie sie sich tummeln, die kleinen Thierchen, um die wenigen Stunden ihres Lebens zu genießen!

„Aber so erzählen Sie doch, bitte!“

Die Frau weint und schluchzt in einem fort. Sie ist etwa dreißig Jahre alt, schlank, mager; ihr blaßes Gesicht mit den hohlen Wangen, den tiefliegenden, verweinten Augen und den herabgezogenen Mundwinkeln hat einen bitteren, wehmüthigen Ausdruck. Um den Kopf hat sie ein altes gehäkeltes Kopftuch gebunden; ihre Kleidung ist äußerst ärmlich, Alles verräth die grauenhafte Armut, das Elend und den Stummer ihres traurigen Daseins. Lange vermag sie keine Worte hervorzubringen; die Thränen rollen ihr unaufhörlich über die Wangen.

Plötzlich ringt es sich aus ihrer Brust wie in Verzweiflung: „Man hat mir meine Kinder weggenommen, Herr Redakteur! Ach, helfen sie mir, helfen sie mir! Ach, meine armen Kinder! Wie herzlos, wie herzlos!“

Und nun weint und schluchzt sie wieder.

Nach einer Weile erzählt sie: „Wir wohnen in der M.-straße in der vierten Etage. Mein Mann ist Tagelöhner. Wir haben zwei Kinder, einen Jungen von neun und ein Mädchen von sieben Jahren. Das Mädchen ist immer kränklich, auch

etwas verwachsen. Die Kinder sind unsere einzige Lebensfreude. Und wie hängen auch die Kleinen an uns! — — —

„Ach, wir waren früher so glücklich, wenn wir auch immer arm waren! Mein Mann ist so brav; nie geht er in ein Wirthshaus. Tag und Nacht hat er oft gearbeitet, damit ja den Kleinen nichts mangeln sollte. Vor zwei Jahren wurde er nun arbeitslos und konnte lange keine Arbeit finden. Es ging uns dann sehr schlecht, ich konnte auch nur wenig verdienen. In allem Unglück wurde mein Mann noch krank und, denken Sie, ein ganzes Jahr lag er zu Hause. Ein ganzes Jahr! — — —

„Mein Verdienst reichte natürlich nicht aus. Was wir hatten, mußten wir verkaufen oder verkaufen, zuletzt meines Mannes Beit. Aber der Kinder Bettchen behielten wir. Herr Redakteur, ach, kommen Sie doch einmal zu uns, sehen Sie sich das schöne, weiche Bettchen nur an! Nein, die Kinder sollten nicht Noth leiden! Mein Mann und ich haben oft nichts gegessen, nur damit die Kinder satt würden; nie haben sie lange gehungert, nie! —

„Aber, sehen Sie, diesen Winter war es oft so kalt und so naß auf der Straße, und die Schuhe der Kleinen waren zerrissen. Schuhe und Kleider konnten wir eben keine kaufen — wo sollten wir auch das Geld hernehmen! Da konnte ich die Kinder einige Male nicht zur Schule schicken; die armen Wärmchen haben mich so gebauert! Zweimal hat die Polizei die Kinder geholt, und weil wir die Strafe nicht zahlen konnten, hat mein Mann einen Tag sitzen müssen. Aber jetzt ist mein Mann wieder gesund, hat auch gute Arbeit und Alles wäre wieder gut geworden, da, da, da — — —

Thränen erstickten die letzten Worte der unglücklichen Frau, welche von ihrem Stuhle aufstand und beide Hände krampfhaft zur Faust ballte.

„Die Kinder haben sie mir jetzt weggenommen,“ rief sie dann, am ganzen Körper zitternd, „in die Zwangserziehungsanstalt hat man sie gethan! Sie sollen auch einmal gebettelt haben! Und ich kann doch gar nichts dazu, ich habe sie nicht geschickt; ich wußte gar nichts davon, ganz gewiß nicht! Und zur Schule konnte ich die armen Wärmchen doch nicht mit den zerrissenen Schuhen gehen lassen! — — —

„Aber es ist auch nur Rache, nur Rache, Herr Redakteur. Sehen Sie, der Armenvorsteher ist der Kaufmann N. neben uns, und dem sind wir Geld schuldig — wir wollen es ja gerne bezahlen, aber jetzt geht es nicht, mit dem besten Willen nicht; aber zahlen thun wir es — der hat mir ein paar Mal gedroht, daß er die Kinder in eine Anstalt bringen ließe. Und die Kleinen hatten es doch ganz gut bei uns! — — —

„Von der Schule weg wurden die Kinder geholt! Sehen Sie, nicht einmal mitgetheilt hat man es uns vorher! Ach, wie herzlos, wie herzlos!“ — —

Von Neuem weinte die Frau heftig.

„Beim Oberlehrer bin ich gewesen,“ fuhr sie dann, stets weinend, fort, „beim Magistrat war ich, aber überall wurde ich abgewiesen. Ich solle nur arbeiten, die Kinder wären aufgehoben, sagte man mir. Ich laufe nach der Anstalt; aber dort ist nur Sonntags Besuchszeit. Ich mußte also warten. Nein, diese Qualen! Doch ich wartete! Am Sonntag ging ich hin; mein Mann wartete vor dem Thore. — — Nein, nein, nein, das hätten Sie nur sehen sollen! Die Kinder hatten sich fest an mich geklammert und in einensfort geschrieen: „Wir wollen bei der Mama bleiben — wir wollen zum Papa gehen!“ Ich die Kinder an der Hand nehmen und davonlaufen, war Eins! Draußen nahm mein Mann den Jungen und so liefen wir schnurstracks nach Hause! — — —

„Jetzt hat die Polizei die Kinder wieder geholt! Wie herzlos, wie herzlos! — — — Aus den Armen meines Mannes haben sie die Kinder gerissen, mit Gewalt, sehen Sie, mit Gewalt! Und wie haben die Kleinen geschrieen! — — Ach Gott nein, meine Kinder! Das Mädchen ist so schwach und fränklisch und in der Anstalt haben sie es so schlecht, ach, ich weiß es! Mein Mann ist ganz trostlos!

„Geh einmal auf die Arbeiterzeitung“, sagte er,

„geh nur einmal hin!“ — — Ach, helfen Sie uns doch, guter Herr, helfen Sie uns, helfen Sie uns!“ Und nun schluchzte die arme Frau wieder.

Ein altes, spindeldürres Männchen mit schneeweißen Haaren tritt an den Schreibtisch heran. Hier und Arbeit haben seinen Körper stark nach vorn gebeugt. Kein Wunder auch, er ist schon siebzig Jahre alt und seit fast sechs Jahrzehnten sitzt er tagtäglich von Morgens früh bis Abends spät und in die Nacht hinein auf seinem Tische im arbeitsigen Mansardenstübchen, die Beine übereinandergeschlagen, wie es eben die Schneider bei der Arbeit zu thun pflegen.

Seine etwa fünfundsiebzig Jahre alte Tochter begleitet ihn. Seit langer Zeit ist er schon schwerhörig, auch vermag sein gänzlich zahneloser Mund die Worte nicht mehr deutlich auszusprechen, sein ganzes Benehmen hat überhaupt etwas Kindisches. Er war schon öfter auf der Redaktion, um sich „Rath zu holen“. Ein hartes Schicksal hat den Mann getroffen. Das trug sich folgendermaßen zu:

Vor einiger Zeit ging er nach Feierabend, an einem Sonnabend, von zu Hause fort, um seinen Beitrag zur Krankenkasse zu bezahlen. Dabei trank er zwei Glas Bier. Auf dem Heimwege kehrte er nochmals in der „Deutschen Schänke“ ein. Nie ging er sonst in diese Wirthschaft, obwohl sie ganz in der Nähe seiner Wohnung lag. Aber er wollte „noch ein Gläschen mitnehmen“, ging er doch so selten aus!

Bald nachher kam die Polizei in seine Wohnung. Wie er da erschrak! Das war noch nie der Fall gewesen! Sein ganzes Leben hat er nichts mit der Polizei zu thun gehabt; und nun soll er sogar eine Majestätsbeleidigung begangen haben! Das konnte nicht sein, bei Gott nicht! Er wußte von nichts!

Doch die Anklageschrift kam und bald darauf auch die Vorladung vor Gericht. Der Wirth und ein Fabrikant wollen gehört haben, daß er beleidigend vom König sprach, als er von seinem Sohne erzählte, der im Kriege das Leben verlor.

Was thun?! In der Redaktion der Arbeiterzeitung hatte man ihm gesagt, er solle nur beruhigt sein, er werde nicht bestraft, unmöglich! Ein Mann von siebzig Jahren, der taub ist, kaum noch sprechen kann, der wieder ein Kind geworden — nein, nein, wie konnte man überhaupt eine Anklage erheben! —

Heute war die Verhandlung. Sie fand unter Ausschluß der Oeffentlichkeit statt. Nicht einmal die Tochter hatte man zugelassen. Einen Rechtsanwält hatte man ihm nicht gewährt, Geld hatte er auch keines, um sich einen zu nehmen.

„Nun, wie ist es abgelaufen?“ fragt der Redakteur.

„Denken Sie, Herr Doktor, denken Sie nur, ein Jahr Gefängniß, ein Jahr!“ rief das Mädchen unter Thränen und drückte dabei ihren unglücklichen Vater sanft auf einen Stuhl.

„Ei Jaa,“ murmelte der Alte und blickte dem sprachlos dastehenden Redakteur blöde ins Gesicht. „Ei Jaa, ei Jaa,“ wiederholte er mehrmals kopfschüttelnd. Dann weinte er heftig. — — —

„Ich möcht mir 'n guten Rath holen.“

„Bitte!“

Das kleine Frauchen in ärmlichen Trauerkleidern mag etwa achtunddreißig Jahre alt sein. Auf ihrem linken Arme ruht ein za, neun Monate altes Kind, das sie mit ihrer rechten Hand sanft an sich drückt. Den unbedeckten Kopf mit den dunkelblonden Haaren hat sie nach links gebeugt, so daß ihre bleiche Wange sanft das auf ihrer Schulter ruhende Köpfchen des eingeschlafenen Kindes berührt.

Schüchtern, wie beschämt, tritt sie langsam vor. Sie spricht etwas leise, die Augen stets zu Boden gesenkt.

„Ich — — ich soll heut ansammethet werden,“ begann sie, „und ich hab doch diesen Monat noch bezahlt. Das ist doch nicht recht; nicht wahr? Das geht doch nicht!“

„Sie holte tief Athem, dann fuhr sie fort: „Mein Mann ist vor einem halben Jahre gestorben

und da habe ich nun für dieses Quartal die Miethe nicht zusammenbringen können. Für diesen Monat habe ich aber jetzt bezahlt, für das ganze Quartal konnte ich aber das Geld noch nicht schaffen. Das ist doch erklärlich, nicht wahr? Ach Gott, wir wohnen schon fünf Jahre in diesem Hause und haben immer die Miethe pünktlich im Voraus bezahlt. Aber dieses Mal konnte ich allein das Geld nicht schaffen, mit dem besten Willen nicht; ich konnte nicht so viel verdienen. Sofort, aber auch sofort hat mich der Hausherr verklagt; heute soll ich auf die Straße gesetzt werden. Ich habe aber doch diesen Monat noch bezahlt — das geht doch nicht, das ist doch ungerecht! Kann ich denn da nichts machen?“

„Sie haben einen gedruckten Vertrag?“

„Ja.“

„Da ist leider nichts zu machen!“

„O Gott, o Gott, o Gott! Ich habe vier Kinder! O Gott, o Gott! So ein reicher Mann, der Hausherr! Drei große Häuser hat er! Ach Gott, nein! So ein herzloser Mann! Mein ganzes Geld gab ich ihm auch noch für diesen Monat, und trotzdem werde ich auf die Straße gesetzt. Ach Gott, nein! Nun muß ich ins Armenhaus!“ — — —

Sie blieb ruhig stehen, brückte mit ihrer zitternden Hand das immer noch schlafende Kind fester an sich und preßte ihre linke Wange auf die ihres Kindes, als wollte sie sagen: Du armes Kind! Du armes Kind!

„Wünschen Sie noch etwas?“

„Ich — ich,“ stammelte sie, „ich hab heut mit meinen vier Kindern keinen Bissen zu essen!“ — —

Sie wurde überroth im Gesichte und wagte nicht aufzusehen — sie schämte sich, daß sie ein Almosen verlangt hatte. Thränen hatte das arme Weib keine mehr! — — —

(Schluß folgt.)



— Zu unserem Bilde. —

Bist du glücklich, Ebenbild Gottes? (Zu unserem Bilde.) Es ist ein uraltes, erschütterndes Problem, das sich wohl jeder denkenden und empfindenden Menschenseele wenigstens einmal aufgedrängt hat, dem die russische Künstlerin in dem Bilderwerk, das unsere heutige Nummer schmückt, so ergreifenden Ausdruck zu verleihen gewußt hat. Ein wunderlicher Zwiespalt zieht sich durch Leben und Schicksal des ringenden und kämpfenden Menschen: auf der einen Seite fällt ihm der durch den Glauben ungezählter Generationen gefestigte freudige Stolz die Brust, „zum Ebenbild Gottes erschaffen“, Glanz und Krone der Schöpfung zu sein; auf der anderen Seite predigen ihm Schritt auf Schritt die eigene Schwachheit und Gebrechlichkeit die unmenschliche Wahrheit, daß auch er nur ein Glied in der unendlichen Kette der Lebenden der Schöpfung und in Allem dem großen Kaufalgeß der Natur unterworfen ist. Bist du glücklich, Ebenbild Gottes? Eine graunasse Ironie prägt sich in der kurzen Frage aus, die so grell den furchtbaren Gegensatz zwischen dem stolzen Dünkel der Gottähnlichkeit und dem erdrückenden Gefühl, mit ehernen Banden an die irdische Scholle gefesselt zu sein, beleuchtet. Eine finstere Wolke liegt auf der gefurchten Stirn des Jünglings auf unserem Bilde: man g'ahnt hinter ihr die qualvollen, martrenden Gedanken aufzutauchen und sich jagen zu sehen. In der ganzen Gestalt prägt sich die angepaunte, vor einem düsteren Räthsel zum anderen eilende Geistesarbeit des vom Gefühl seiner Ohnmacht gegen die Macht des Schicksals ergriffenen Menschen aus, die bald in finstere Verzweiflung überzugehen droht. Bist du glücklich, Ebenbild Gottes? Die alte und immer neue Frage, wie sie uns mit Donnerworten aus Aeschylus Prometheus und Goethes Faust, aus Michel Angelos Fresken und Beethovens C-mollsymphonie entgegenhallt. Dürfen wir unsere Brust mit dem freudigen Gefühl des Stolzes auf unsere Menschenwürde und Gottähnlichkeit schließen, oder sollen wir uns immerdar des wunderbar resignierten Räthsel der Sphinx erinnern, mit dem die Freunde Schopenhauers das Denkmäl des „Buddhas des Nordens“ in Frankfurt zu schmücken gedachten:

Was wohl für ein Thier
Hat morgens der Fäße vier,
Geh Mittags zu zweien,
Abends zu dreien?

L.

— Gotthische Sprüchwörter. —

Wo Gold oder ein böser Geist wohnt, läßt sich nie verborgen.

Die blöde Ziege sieht den Garten, nirgends den Baum.

Noch etwas über Vampirismus. Im vierzehnten Bande seines Dictionnaire philosophique* bringt Voltaire, Frankreichs größter und universellster Schriftsteller, einen längeren Artikel über Vampyre. Da manchem von unseren Lesern ein Nachtrag zu der Notiz über Vampyre in Nr. 37 dieses Blattes nicht unwillkommen sein dürfte, auch der eben genannte Artikel wohl im Stande ist, als Probe von der geistvollen und witzigen Schreibart des großen Epditters zu dienen, möge ein Auszug daraus in freier Uebersetzung folgen:

Die Vampyre waren Todte, die zur Nachtzeit die Kirchhöfe verließen, um den Lebenden an der Gurgel oder am Unterleib das Blut auszusaugen, worauf sie sich wieder in ihre Gräber begaben. Die ausgesaugenen Lebewesen wurden bleich und mager und verfielen in Auszehrung; die todtten Auszunger wurden dick und fett und nahmen eine bläuliche Farbe an. In Polen, Ungarn, Schlesien, Mähren, Oesterreich und Pothringen ließen es sich die Todten bei derartigen Schlemmereien wohl sein. In London und Paris hörte man nichts von Vampyren. Ich muß gestehen, daß es in beiden Städten Bucherer, Steuerpächter und Geschäftleute gab, die dem Volke am hellen, lichten Tage das Blut ansogen, aber sie waren nicht gefürchtet, wenn auch verdorben; auch wohnten sie nicht auf Kirchhöfen, sondern in recht angenehmen Palästen.

Wer sollte glauben, daß der Vampirismus zu uns aus Griechenland gekommen ist? Freilich nicht aus dem Griechenland eines Alexanders des Großen, eines Aristoteles, eines Platon, Epikur oder Demosthenes, sondern aus dem christlichen, leider abtrünnigen Griechenland.

Die Griechen sind davon überzeugt, daß diese Todten Degenmeister sind; sie nennen sie Brulolatas oder Brulolatas, je nachdem sie den zweiten Buchstaben des Alphabets ausprechen. Diese Todten bei den Griechen gehen in die Häuser, um den kleinen Kindern das Blut auszusaugen, den Eltern ihre Mahlzeiten zu verzehren und alle Möbel zu erschlagen. Man kann sie nur dadurch zur Vernunft bringen, daß man sie erwicht und verbrennt. Man muß jedoch die Vorsicht beobachten, ihnen vor dem Verbrennen das Herz auszureißen und dieses besonders den Flammen zu übergeben.

Neben der Verleumdung verbreitet sich nichts so schnell wie der Aberglaube, der Fanatismus, die Hexerei und Gespenstergeschichten. Es gab Brulolatas in der Wallachei, in der Moldau, und bald bei den Polen, die der römisch-katholischen Kirche angehören. Bei ihnen machte dieser Aberglaube keine Gesährte und zog weiter in das ganze östliche Deutschland. In den Jahren 1730 bis 1735 hörte man nur von Vampyren sprechen. Man griff sie an, riß ihnen das Herz aus und verbrannte sie; sie gleichen indeß den alten Märtyrern; je mehr man verbrannte, desto mehr wurden ihrer.

Im Folgenden fährt Voltaire einige Wundergeschichten aus der Geschichte der christlichen Kirche auf, denen man irgend welche Beziehungen zum Vampirismus abgewinnen könnte, und fährt dann fort:

„So wahr indeß alle diese Geschichten auch sein mochten — sie hatten mit den Vampyren, die ihren Nächsten das Blut ausaugen und sich dann wieder in ihre Gräber legten, nichts gemein. Man forschte nach, ob man nicht im Alten Testament oder in der Mythologie einen Vampyr ausfindig machen könnte, den man zum Beispiel hätte nehmen können.“

Die Schwierigkeit bestand darin, daß man nicht wußte, ob die Seele oder der Leib des Todten ist. Man entschied, daß es beide thäten. Die feinen und wenig substantiellen Nahrungsmittel wie — hier folgen im Original einige Ausdrücke, mit deren gar zu argem Eynismus wir unsere Leser verschonen wollen — waren für die Seele, die Kostbeiß für den Körper.

Die persischen Könige waren, wie erzählt wird, die ersten, die sich nach ihrem Tode bewirthen ließen. Fast alle heutigen Könige thun es ihnen gleich, aber die Pfaffen essen ihr Frühstück und Abendbrot und trinken ihren Wein. So sind die Könige im eigentlichen Sinne des Wortes keine Vampyre. Die wahren Vampyre sind die Pfaffen, die auf Kosten der Könige und Völ' er schmecken.

Es ist tatsächlich wahr, daß der heilige Stanislaus, der ein großes Landgut von einem polnischen Edelmann gekauft, aber nicht bezahlt hatte, und bis zum Könige Boleslaus von seinen Gläubigern verfolgt wurde, den Edelmann aufweckte, aber dies geschah lediglich darum, um sich eine Ermittlung geben zu lassen. Und es steht nichts davon geschrieben, daß er dem Verkäufer auch nur einen Schoppen Wein gereicht habe, der, ohne Speise und Trank genossen zu haben, in die andere Welt zurückkehrt.

Man streitet sich über die große Frage, ob man einem im Baune gestorbenen Vampyr Absolution ertheilen könne. Ich bin nicht tief genug in die Geheimnisse der Theologie eingedrungen, um meine Meinung hierüber zu sagen; aber ich würde meine Stimme für die Absolution geben, weil man in allen zweifelhaften Fällen wohl daran thut, sich für das Angenehmere zu entscheiden.

„Den Haß dämmt ein,
Der Lieb' zieht weitr' Schranken!“

Ergebniß von Alledem ist, daß ein großer Theil Europas fünf bis sechs Jahre hindurch von Vampyren überheert worden ist und daß es keine mehr giebt; daß wir in Frankreich zwanzig Jahre hindurch Verzeüchte gehabt haben und daß es keine mehr giebt; daß wir sieben-zehn Jahrhunderte hindurch Bejeßene gehabt haben und daß es keine mehr giebt; daß man seit Hippolytes Zeit immer Todte auferweckt hat und daß man keine mehr aufweckt; daß wir in Spanien, Portugal, Frankreich und im Königreich beider Sicilien Jesuiten gehabt haben und daß wir keine mehr haben.“

Voltaire schrieb diese Zeilen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Wir sind heute anderthalb Jahrhunderte weiter. Wirklich?

Zur Geschichte der Kaufverbote. Altdeutsche Kauf-lust machte schon den obersten Kriegsherren im Mittel-alter schwere Kopfschmerzen. Es lag allezeit nur zu nahe, daß der zum Waffentragen privilegierte Stand dieses sein Vorrecht auch zum eigenen Nutzen und in eigener Sache benutzte, um schnelle Justiz durch Selbst-hülfe zu üben, statt den immerhin mehr oder weniger Zeit erfordernden Rechtsgang einzuleiten und abzuwarten. Der ganze Lauf der Politik zeigte den Waffenberechtigten, daß Gewalt Recht schaffe und ohne die nöthige Gewalt in der Hinterhand jedes Recht krank und ohnmächtig sei.

Ein interessanter Versuch, dem Unwesen der Krieger zu steuern, ist das Kriegsgeßez Kaiser Friedrichs I. vom Jahre 1154, das gleich in seinem Eingang von Kauf-händeln — und weiter sind auch die hochpreislichen modernen Duellen nichts — handelt. Das Geßez stellt recht gelassene Strofen in Aussicht, sehr im Gegenßatz zu der Art, mit der heutzutage Duellanten, die doch auch lediglich Friedensbrecher und Rechtsverwärtler sind, behuf-sam und fein fäberlich angefaßt werden.

Das Kriegsgeßez des Kaisers Rothbart hebt folgender-maßen an: „Wir bestimmen und wollen streng beobachtet wissen, daß weder ein Ritter noch ein Soldat es wage, Streit anzufangen. Wenn einer mit einem Anderen Händel bekommen hat, soll keiner von Beiden den Lager-ruf schreien, damit dadurch keine Leute nicht zum Kampf erregt werden. Wenn Streit entstanden ist, soll Niemand mit Waffen, d. h. mit dem Schwert, der Lanze, oder mit Pfeilen hincueilen, sondern den Streit schlitten, gerüstet mit dem Horniß, dem Schild und dem Helme und nur mit einem Prägeln bewaffnet sein. Niemand soll den Lager-ruf erschallen lassen, außer, wenn er seine Herberge sucht. Welcher Ritter aber durch Schreien des Lager-rufs Händel veranlaßt hat, der soll seine ganze Rüstung verlieren und aus dem Heere gestoßen werden. Wenn es aber ein Knecht gethan hat, so soll er geschoren, ge-prägelt und am Rinnbuden gebrandmarkt werden, oder sein Herr kauft ihn mit der ganzen Rüstung los.“

Man bemerkt den Unterschied zwischen dem „finsternen, barbarischen Mittelalter“ und der gestitteten, aufgeklärten Neuzeit. Dort wird der Rechtsbrecher, der in Selbst-hülfe Händel sucht, der Rüstung, die doch sein Privat-eigenthum ist, verlustig erklärt und schimpflich aus dem Heere ausgestoßen; heute wird dem des Königs Rod und die Angehörigkeit zum Heere abgesprochen, der nicht den Weg rechtsbrecherischer Selbsthülfe betritt.

Auch von Zweikampf ist die Rede, der nicht nur gestattet, sondern vorgeschrieben ist, aber im Mittel-alter ein Theil des Rechtsverfahrens, ein Mittel zur Beantwortung der Schuldfrage ist, wenn Judizien und Eide sich die Wage halten.

Es heißt weiter: „Wer Jemanden verwundet hat und dies leugnet, dem soll, wenn der Verwundete ihn durch zwei wahrhaftige, ihm nicht verwandte Zeugen überführen kann, die Hand abgehauen werden. Nehlen die Zeugen und will Zener sich durch den Eid reinigen, so kann der Kläger den Eid zurückweisen und mit ihm im Zweikampf die Sache ansprechen.“

Das heißt aber, wie aus dem sonst über den gericht-lichen Zweikampf überlieferten Mittheilungen zu schließen ist, daß damit zunächst nur die Schuldfrage durch eine Art Gottesgericht beantvortet ist und dann der Prozeß weitergeht und der nun schon die befundene Theil seine Strafe erhält, vorausgesetzt, daß er noch am Leben oder, im Falle der Geldbuße, am Vermögen faßbar ist.

„Wenn Jemand einen Nord begangen hat und von einem Verwandten, Freund oder Gefährten durch zwei wahrhaftige, dem Ermordeten nicht verwandte Zeugen überführt wird, so verfaßt er der Todesstrafe. Nehlen jedoch die Zeugen und will der Mörder sich durch den Eid reinigen, so kann der Freund oder Verwandte des Ermordeten mit ihm im Zweikampfe die Sache ansprechen.“

Das heißt offenbar soviel als, wenn der Kläger an den Reinigungseid des Mörders nicht glaubt und mit Ueberzeugung und ruhigem Gewissen Eid gegen Eid stellen würde, eben der Zweikampf den Zweck hat, zu erweisen, welcher der beiden Eide echt und welcher „mein“, d. h. falsch, Meineid sei.

Als normaler Weg, Unrecht aus der Welt zu schaffen oder geschene Uebelthat zu strafen, gibt nicht die Selbst-hülfe und Justiz auf eigene Hand, sondern die Klage, wie sich aus folgenden Sätzen ergibt:

„Wer einen Anderen eine Kirche oder einen Markt plündern sieht (die erstere stand unter Gastesrieden, der

zweite unter Königsrieden), soll es verhindern, doch ohne Streit; kann er es nicht hindern, so soll er die Sache bei Hofe klagen.“

erner: „Wer eine Vorrathsgarbe findet, soll frei sich ihrer freuen. Wenn sie fortgenommen wird, soll er nicht Böses mit Bösem vergelten, nicht seine Beleidigung rächen, sondern es dem Marschall klagen, um Recht zu erhalten.“

Die „Finden“ einer freien Beute war dem Ersten ja nur möglich durch den günstigen Verlauf des Heer-zuges, der nicht sein, d. i. des ersten Finders, Werk und Verdienst allein war, sondern das aller Mitkämpfer. Der Marschall soll dann befinden, ob durch besonderes eigenes Verdienst der erste „Finder“ sich einen Voranspruch in dem gegebenen Falle erworben hatte, so daß er in der Bequahme seines Fundes mit Recht eine beleidigende Rechtsbeeinträchtigung gesehen habe oder nicht.

Unmittelbar noch in das Gebiet von Ehrverletzungen in modernem Sinne scheint der folgende Satz einzugreifen: „Wenn ein Ritter einem anderen Ritter Schimpf-worte gesagt hat, dann kann er dies mit einem Eid in Abrede stellen; leugnet er es nicht, so zahlt er ihm zehn Pfund der Münze, die gerade im Heere Geltung hat.“

Allen Anschein nach war die Eibereitschaftserklärung, daß der Beleidiger die Scheltrede nicht gethan haben wollte, so gut wie ein Widerruf und eine Ehren-erklärung, falls sie doch in der That ihm in der Auf-regung entschlüpft sein sollte. Bestand er aber darauf, seine Schelte anrecht zu erhalten, so wurde das in üblicher Weise mit Geld gebüßt. Enthielt die Schelte einen Vorwurf auf Uebelthat, so war sie in eine Klage einzufleiden und vor den zuständigen Richter zu bringen, der festzustellen hatte, ob die ehrenrürige, den Gegen-stand des Scheltvorwurfs bildende Uebelthat wirklich vor dem Geschollenen gethan worden war.

Dieser Kriegsordnung Friedrich Barbarossas ist deut-lich zu entnehmen, daß sie den Duellwahnsinn garnicht vorgefunden haben kann, und daß sie ferner in einem Geite gehalten ist, der einen solchen Brauch, wenn er vorhanden gewesen wäre, auch nicht im Geringsten Vor-schub geleistet haben würde, sondern ihm wahrscheinlich zu Leibe gegangen sein würde.

Künstlicher Kriegsruhm. Die beiden römischen Kaiser Caligula und Domitian machten sich beide gleich lächerlich durch Triumphfeiern solcher Siege wegen, die in Wahrheit nie erfochten worden waren. Dem Caligula fiel es plö,lich ein, daß doch eigentlich auch der Lorbeerkranz des Sieges ihm gut stehen müßte. Deshalb zog er 39 n. Chr. mit gewaltiger Heeresmacht an den Rhein, kehrte aber sehr bald wieder um, nahm jedoch etliche Gallier (seltsame Ein-geborene des heutigen Frankreich) mit, die in seinem feier-lichen Triumphzuge kriegsgefangene Germanen vor-stellen mußten. Ebenso kaufte Domitian in Gallien Sklaven auf, die er nach germanischer Art fristren und kostümiren und sie im prahlenden Triumphzuge des Jahres 83 n. Chr. die Rolle von kriegsgefangenen Ger-manen spielen ließ. Ganz Rom, daß diese kaiserlichen Schwindelsstücke sehr wohl kannte, hielt sich den Bauch vor Lachen.

Altromische Gerechtigkeitspflege. Als Cajus Marius während des Cimbernkrieges einmal vom Lager abwesend war, ließ sein Schwesterjohn, Cajus Lusius, der Offizier war und der Männerliebe huldigte, einen Rekruten von seiner Kohorte (Kompanie), dem er schon wiederholt vergeblich unsittliche Anträge gemacht hatte, Nachts zu sich rufen. Der Jüngling kam, wie Plutarch berichtet, da er gegen den Beehl nichts einwenden durfte, und wurde zu ihm ins Bett geführt. Da aber Lusius Gewalt brauchen wollte, zog er den Regen und sack ihn auf der Stelle nieder. Als Marius ins Lager zurückgekehrt war, traten Viele als Kläger gegen den Rekruten Trebonius auf, aber Niemand wollte sich seiner annehmen als Ver-theidiger. Trebonius selbst aber benahm sich mit großer Unerkrodenheit; er erzählte den Verlauf der Sache und stellte Zeugen auf dafür, daß er schon viele Versuche des Lusius abgewiesen und sich für keinen noch so hohen Preis zu schändlichen Dingen verstanden habe. Marius, voll Bewunderung und Freude, ließ sich den Kranz bringen, womit die Römer rühmliche Handlungen zu ehren pflegten, und setzte ihn mit eigener Hand dem Trebonius auf, weil er zu einer Zeit, die an guten Beispielen so arm wäre, die schönste That verrichtet hätte. Die Nachricht von diesem Vorfall kam bald nach Rom und verhalf dem Marius ganz besonders zu seiner dritten Wahl zum Consul.

Durch die Blume. Die Vereinigten Staaten Nord-amerikas hatten sich öfter bei der englischen Regierung beschwert, weil dieses auf dem Wege der Dep. tation seine Verbrecher dorthin sandte und von dieser Maßregel nicht abliehen wollte. Als wieder eine große Sendung Sträflinge in Amerika gelandet war, schickte Frank- lin dem englischen Minister in einer Kiste einen Anan klapperschlangen für den königlichen Garten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Eisenstr. 90, richten.

* Dictionnaire philosophique — philo-sophisches Wörterbuch leßt das Sammelwort, in dem Voltaire 1764 seine im Dienst der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts für Diderots Encyclopädie geschriebenen Aufsätze herausgab.